

Autor unbekannt, Rechte: De Spieker e. V.

Die Bauformen
Das Zweiständerhaus
Die Holzkonstruktion
Der Innenraum
Das Baumaterial

Die Bauformen

Nicht alle Gebäude, die auf dem Gelände des Museumsdorf Volksdorf zu sehen sind, standen schon immer dort. Die Durchfahrtscheune wurde hierher umgesetzt, Wagnerhof, Grützmühle und Schmiede sind Nachbauten von Häusern, die an anderer Stelle in den Walddörfern standen. Drei Gebäude allerdings stehen heute noch auf den Plätzen, wo sie schon immer gestanden haben: das Spiekerhus, der Harderhof und das Instenhaus des Harderhofes, das heute als Dorfkrug genutzt wird. Diese drei Gebäude sind, ebenso wie der Wagnerhof, „Niederdeutsche Hallenhäuser“ oder auch „Norddeutsche Fachhallenhäuser“. Eine Hausform, die sich im Laufe von Jahrhunderten entwickelt hat und den wechselnden örtlichen und zeitlichen Bedürfnissen und Anforderungen angepasst wurde. Sie vereinigen unter einem großen Dach Lagerraum für die Ernte, Stallungen für die Tiere und Wohnraum für die Menschen. Für die Bauernfamilie, die Altenteiler und die Angestellten. Früher wurde dieser Haustyp auch als „Niedersachsenhaus“ bezeichnet. Da sich aber der Begriff „Norddeutsches Fachhallenhaus“ mehr auf die Konstruktion bezieht, hat man sich in der Fachliteratur auf „Niederdeutsches Hallenhaus“ geeinigt, um der weiten Verbreitung dieses Haustyps auch außerhalb Niedersachsens gerecht zu werden, denn er findet sich von Westfalen über das Münsterland, Niedersachsen, Hamburg und Schleswig-Holstein bis nach Mecklenburg-Vorpommern. Freilichtmuseen mit diesem Haustyp gibt es, mit regional bedingten Abwandlungen, in Cloppenburg, Hösseringen, HH-Harburg (Kiekeberg), HH-Curslack (Riekhaus), Kiel-Molfsee, Schwerin-Mueß, und Klockenhagen. Unsere Volksdorfer Häuser entsprechen denen eines Stormarner Geestdorf.

Als sichtbare Bauwerke sind die Niederdeutschen Hallenhäuser erst aus den letzten 400 Jahren erhalten geblieben. Forschungen und archäologische Funde belegen aber, dass schon in frühgeschichtlicher Zeit derartige Häuser gebaut wurden. Die Entwicklung begann mit einem steinzeitlichen Firstpfostenhaus, gefolgt vom Zweipfostenhaus wie es in unseren Küstengebieten schon für die Zeit um Christi Geburt, also der Bronzezeit, nachgewiesen werden kann. Dieser Gebäudetyp wurde als „Wohn-Stall-Haus“ bis ins Frühmittelalter (5. –10. Jahrh.) gebaut. Sie hatten noch keine horizontale Teilung, also keinen Dachboden zur Einlagerung der Ernte. Die Pfosten wurden einfach in gegrabene Erdlöcher eingesetzt und waren damit im Erdreich anfällig für Fäulnis. Erst im 13./14. Jahrh. wurden die Holzständer auf Steinfundamente gesetzt. Es entstand ein Ständerbauwerk, die Balken wurden miteinander verbunden, die Konstruktion wurde stabiler und belastbarer. Dadurch war es nun möglich einen Dachboden einzuziehen und vom Hallenbereich zu trennen. Dieses Zweiständerhaus war ein wesentlicher Schritt in der Entwicklungsgeschichte des Hallenhauses.

Das Zweiständerhaus

Tragendes Element ist die Holzkonstruktion im Inneren des Hauses. Nicht mehr die Außenwände tragen das Dach, sondern eine Reihe von senkrechten, großen Holzpfosten-/Ständerpaaren, die im oberen Teil mit den horizontal aufliegenden Balken verbunden sind. Die Art dieser Verbindung hat sich im Laufe der Zeit verändert. Ein Ständerpaar und der sie verbindende Querbalken bildet mit den darauf gesetzten Dachsparren ein statisch festes Dreiecksgefüge. Mehrere dieser Gefüge hintereinander gestellt legen die Länge des Hauses fest. Sie umschließen den mittleren Hallenbereich. Die einzeln stehenden Gefüge werden durch einen Längsbalken, das Rähm, miteinander verbunden. Der Raum zwischen den einzelnen Gebinden wird als „Fach“ bezeichnet. Hieraus leitet sich die Bezeichnung „Fachhallenhaus“ ab. Die Anzahl der Gefache bestimmt die Größe des Hauses. In unserer Gegend waren 4 Gefache die Mindestgröße für ein Bauernhaus.

Die Holzkonstruktion

Bereits im Mittelalter wurde eine Ankerbalkenkonstruktion entwickelt. Die Ständerbalken wurden im oberen Teil geschlitzt und die Enden der Querbalken zu Zapfen gearbeitet. Diese Zapfen wurden durch die Schlitze der Ständer gesteckt und seitlich mit Holzkeilen verankert. Der große Nachteil dieser Konstruktion ist, dass durch die Schlitze die Stabilität der Ständer geschwächt wird und folglich der Dachboden nicht so stark belastet werden kann. Im Laufe der Zeit wurde die Konstruktion weiter entwickelt und verbessert, wie in unserer Durchfahrtscheune aus der Mitte des 17. Jahrhunderts zu sehen ist. Hier präsentiert sich eine Zimmermannstechnische Hochleistung. Die Schlitze wurden an das obere Ende der Ständer verlegt. Die Ankerbalken haben keine Zapfen, sondern Nuten und passen so in die Schlitze der Ständer. Durch das dickere Kopfende können sie nicht aus dem Schlitz herausgedrückt werden. Die Ankerbalken wurden also am Kopfende des Ständers direkt unter das Rähm, den Längsbalken, gesetzt. Zusätzlich sind am Ende des Ständers zwei Zapfen ausgearbeitet, die durch das Zapfenloch im Rähm passen. Am Ende des Dachsparrens ist ebenfalls ein Zapfen ausgearbeitet. Der Zapfen des Dachsparrens passt zwischen die beiden Zapfen des Ständers und wird dort verkeilt. Kopfbänder sorgen für eine Winkelversteifung der Konstruktion.

Wie bereits erwähnt ist diese Konstruktion nicht sehr belastbar. Bedingt durch bessere Kenntnisse der Bodenbearbeitung und somit besser und größerer Ernteerträge, wurde es notwendig diese auch einzulagern. Ausgehend vom Oberwesergebiet setzte sich deshalb gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine stabilere Holzkonstruktion durch, die Dachbalkenkonstruktion. Der Ankerbalken wird durch einen Querbalken, den Dachbalken, ersetzt. Er wird auch nicht mehr in die geschlitzten Ständer eingesetzt, sondern über dem Rähm auf die Ständer aufgesetzt. Außerdem ist er seitlich über die Ständer hinaus verlängert. Die Dachsparren werden an den äußeren Enden des Dachbalkens eingezapft. Dadurch entsteht auf dem Dachbalken eine Hebelwirkung, die die Stabilität vergrößert. Die beiden Dachsparren des Gebindes werden etwa in der Mitte durch einen weiteren Querbalken, den Kehlbalcken und kurz unterhalb des Firstes durch einen weiteren Querbalken, den Hahnenbalcken, miteinander verbunden und winkelversteift. Um eine Längsverschiebung bei Sturm zu verhindern, sind die Dachsparren durch Sturmplatten miteinander verbunden. Durch diese Bauweise entstanden sehr große, belastbare Dachböden.

Die seitliche Kübbungen verbreitern nicht nur das Gebäude, sie schaffen auch zusätzlichen Dachraum. Für ihre Überdachung sind hier kürzere Dachsparren den großen Dachsparren angelegt oder längere Sparren aufgeschoben. Diese „Aufschieblinge“ lagern auf den niedrigen Seitenwänden des Hauses. Es wurden zusätzliche waagerechte Balken, die Hillenbalken, über den Kübbungen eingezo-gen. Auch diese sinnvolle und über viele Jahrhunderte bewährte Dachkonstruktion ist in unserer Durchfahrtscheune, aber auch im Spiekerhus zu sehen. Ergänzend zeigen mehrere Modelle die verschiedenen Holzkonstruktionen der norddeutschen Fachhallenhäuser. Je breiter ein Gebäude wurde, desto mehr Ständerreihen benötigte man. In einigen Gegenden errichtete man Vierständerbauwerke. Unsere Durchfahrtscheune ist ein Dreiständerbauwerk. Die Grundkonstruktion ist aber immer die des Zweiständerhauses.

Die Außenwände der Hallenhäuser bestehen ebenfalls aus einer Holzkonstruktion, dem Fachwerk. Es besteht grundsätzlich aus den senkrechten Ständern, den waagerechten unteren Schwellen, mittleren Riegeln und den oberen Rähmen. Dazu kommen schräge, dreiecksversteifende Streben in den Winkeln. Die Balken wurden durch entsprechende Holzverbindungen zusammengefügt und miteinander verbunden. Zur Befestigung wurden zugespitzte Holznägel eingeschlagen. Beim Fachwerk bestehen wesentliche, regionale Gestaltungsunterschiede. Besonders die Hausgiebel sind mit landestypischen Merkmalen wie Schnitzmustern oder Spruchbändern am Gebälk versehen. Besonders gut zeigt sich das an den Häusern der fruchtbaren Elbmarschen, also der wohlhabenderen Bauern im Alten Land und der Vier- und Marschlande. Die Häuser unserer ärmeren Geestbauern sind dagegen ohne besondere Verzierungen.

Die verschiedenen Häuser des Museumsdorfes haben drei, durch ihre Entstehungszeit konstruktiv unterschiedliche Giebel. Das von der Bauart her älteste Gebäude ist der Wagnerhof. Das Dach ist an allen vier Seiten gleich weit heruntergezogen. Das typische (Voll-)Walmdach. Um überhaupt das Einfahrtstor, die Grootdör, einbauen und mit dem hochbelasteten Erntewagen hineinfahren zu können, wurde an der Giebelseite ein „Ausschnitt“ in das Dach gemacht. Außerdem wurde die Grootdör etwas zurückgesetzt. Den so entstandenen freien Raum davor bezeichnet man als Heckschuur.

Bedingt durch bessere landwirtschaftliche Kenntnisse und die dadurch höheren Ernteerträge benötigte man mehr Dachraum zur Einlagerung. Deshalb wurden im 16. und 17. Jahrhundert die Giebelwände immer höher gezogen. Beim Spiekerhus (Krüppelwalmdach) bis oberhalb der Grootdör und beim Harderhof (Steilgiebel) noch zwei Gefache oberhalb der Grootdör. Das Ende wäre eine bis zum First aufgemauerte Giebelwand mit einem Satteldach, also nur noch mit zwei schräge Dachflächen.

Der Innenraum

Im Verbreitungsgebiet der niederdeutschen Hallenhäuser gibt es in der Gestaltung des Innenraums wesentliche Unterschiede. Deshalb wird hier nur der für Geesthäuser im Hamburger Raum typische Aufbau beschrieben, wie er auch in unserem Spiekerhus und im Harderhof zu sehen ist.

Die Aufteilung ist übersichtlich. Wenn man das Gebäude an der Giebelseite durch das große Tor, die Grootdör betritt steht man in der großen Mittelhalle auf der Deel (auch Däl), einem Mehrzweck-Arbeitsbereich. Hier wurden die Wagen entladen, es wurde gedroschen und natürlich auch gefeiert (Danz op de Deel). Die Bezeichnung Däl leitet sich von „hendal“ (hinunter) ab: von der Herstelle aus blickte man zur Grootdör hinab. Der Fußboden ist nicht mit (Dielen-)Brettern ausgelegt, es ist also keine Diele, sondern er besteht aus gestampftem Lehm, der mit Ochsenblut vermischt wurde. Dadurch wird eine Fermentierung erreicht, die die Oberfläche versiegelt.

Der Dachboden besteht aus lose aufliegenden Holzbohlen und Bodenbrettern, so dass das Einstiegsloch, den jeweiligen Erfordernissen nach, zurecht geschoben und angepasst werden kann. In den seitlichen Bereichen, den Kübbungen, waren die Tiere untergebracht. Auch auf den Hillenbalken der Kübbungen lagen Bretter, um Stauraum über dem Vieh zu gewinnen. Dieser „Hillen“ genannten Lagerraum wurde für die Holz-, Torf-, und Heuvorräte verwendet und als Hühnerstall genutzt.

Am Ende befindet sich, quer zur langen Deel, das Flett. Erst im 16./17. Jahrhundert wurden die Gebäude um ein bis zwei Gefache verlängert und vom Flett das Kammerfach mit den Stuben, den Dönsen, abgeteilt. Bis dahin waren die Hallenhäuser „Einhäuser“, also Gebäude mit einem großen Innenraum ohne trennende Wände. Die Döns ist heizbar und diente als Wohn- und Schlafraum für die Bauernfamilie. Oftmals gab es eine zweite Döns als Altenteilerstube. Die Fußböden in den Dönsen bestehen aus Dielenbrettern.

Da sich das Flett über die ganze Hausbreite erstreckt sind die Ständerpaare im Raum hinderlich. Sie wurden deshalb weggelassen und auf jeder Seite in der Längsrichtung durch Luchtbalken ersetzt, die den nächsten Ständerpaaren aufgesetzt wurden. Das Außenmauerwerk des Fletts ist höher gezogen als im Stallbereich. Dadurch kann man hier größere Fenster einbauen. Dieser Fensterbereich, die Luchten (wahrscheinlich von „Licht“ oder „lüften“) wurde als Küchenarbeitsbereich oder als Sitz- und Essplatz genutzt. Von hieraus führen auch Halbtüren, deren oberer Teil tagsüber offen stand um Licht und Luft hinein zu lassen, nach draußen.

In der Mitte des Fletts befand sich ursprünglich die offene Herdstelle auf dem Boden. Spätestens seit dem 19. Jahrh. gab es gemauerte Herde mit Schwibbogen. Aber immer ohne Schornstein, denn der Rauch sollte bei diesen „Rauchhäusern“ durch das Gebäude ziehen und dabei die unter der Decke aufgehängten Fleischwaren räuchern und das Holzgebälk sowie die auf dem Dachboden eingelagerte Ernte konservieren. Die Kübbungen sind durch seitliche Wände vom Flett abgetrennt. Hier sind Milchammer und Schlafbutzen für die Angestellten eingebaut.

Im 16./17. Jahrh. hat sich entlang der Elbe im nördlichen und östlichen Bereich das Durchfahrtshaus entwickelt. Unser Wagnerhof ist so ein Durchfahrtshaus. Zusätzlich zur Grootdör an der vorderen Giebelseite gab es auf der hinteren Giebelseite ein zusätzliches Tor, durch das man wieder hinaus fahren konnte. Man musste also drinnen nicht mehr die Pferde ausspannen, herausführen und es dann „deichseln“, den entladenen Ackerwagen an der Deichsel rückwärts wieder hinaus zu schieben. Man konnte mit mehreren Wagen hineinfahren und so die Ernte schneller „unter Dach und Fach“ bringen. Das war besonders wichtig, wenn schlechtes Wetter im Anzug war. Den Platz für das zweite Tor auf der Rückseite musste man sich allerdings durch eine Einschränkung des Wohnbereiches erkaufen. Bei späteren Durchfahrtshäusern wurde der Wohnteil durch die Verlegung an den Seitenbereich wieder vergrößert.

Das heute als Dorfkrug genutzte Gebäude gehört ebenfalls zum Museumsdorf, ursprünglich war es das Instenhaus des Harderhofes. Die Insten sind die Bediensteten (Gesinde) des Hofes, in diesem Fall die verheirateten, denn die unverheirateten waren im Harderhof selbst untergebracht. In dem Haus wohnten zwei Familien mit ihrem Vieh. Jede hatte ihre eigene Herdstelle auf dem Flett, das Kammerfach war durch einen Durchgang und einen zusätzlichen Ausgang auf der Rückseite getrennt. Es handelt sich also um ein Durchgangshaus, denn mit Wagen konnte man nicht den schmalen

Durchgang nicht passieren. Der Schornstein gehört ursprünglich nicht zum Gebäude, er ist dem Betrieb als Speisewirtschaft geschuldet. Auch dieses Gebäude war ursprünglich ein Rauchhaus.

Unsere Durchfahrtscheune von 1652 aus Schnakenbek an der Elbe hat zwar auch ein zweites Tor auf der Rückseite, aber keinen Wohnteil. Es ist ein reines Lagerhaus für Ernte und Gerätschaften. Es ist eine Dreiständekonstruktion, die Mittelachse wurde seitlich verschoben. Dadurch entstand eine Durchfahrtsmöglichkeit und eine breite Hallenfläche auf der die Ernte vom Erdboden aus aufgestapelt werden konnte.

Das Baumaterial

Auch früher schon war Baugeld knapp und bei Bauern, die als Selbstversorger wirtschafteten, kaum vorhanden. Ein Materialtransport auf den schlechten Wegen war schwierig und kostete zusätzlich auch noch Geld, wenn man ihn nicht mit eigenen Transportmitteln bewerkstelligen konnte. Deshalb wurde gespart und mit den Materialien gebaut, die im direkten Umfeld zur Verfügung standen: (Feld-) Steine, Holz, Lehm, Stroh, Reet, Heidekraut. Wer sich Ziegelsteine leisten konnte war „Steinreich“. Auch die Arbeitskräfte wurden selbst organisiert. Der Bauherr, seine Familie und das Gesinde bauten gemeinsam, Nachbarschaftshilfe war selbstverständlich. Als Handwerker waren nur Zimmerleute und Dachdecker tätig, die hauptsächlich mit Naturalien bezahlt wurden.

Als Grundlage für die Ständer und Wände wurden Mauern aus Findlingen (Feldsteinen) gebaut. Bis zum Beginn des 18. Jahrh. wurden die Findlinge nicht behauen. Für die Pflasterung des Flettbodens und der Kübbungen wurden kleine Feldsteine, sog. „Katzenköpfe“, verwendet.

Für das Fachwerkgerüst des Hauses und für die großen waagerechten unteren Balken, die Schwellen, verwendete man vorzugsweise 100 bis 250 Jahre alte Eichen. Für das Holz im Innenbereich wurde, wegen der größeren Federkraft, Kiefer und Fichte verwendet. Das Holz wurde in den Wintermonaten selbst geschlagen. Es wurde nicht lange gelagert, denn der Schrumpfungsprozess beim Trocknen zog die fertigen Holzverbindungen zusammen und war erwünscht. Dabei entstehende Risse im Holz wurden in Kauf genommen. Runde Stämme wurden mit dem Zimmermannsbeil (Breitbeil) und dem Dexel (Querbeil) zu vierkantigem Bauholz geschlagen und geglättet. Die benötigten Bohlen und Bretter wurden am Bauplatz von zwei Männern mit Hilfe einer Schrotsäge aus den Stämmen gesägt. Dazu wurde entweder ein Holzgerüst gebaut oder eine vorhandene Bodenvertiefung als Sägekuhle genutzt. Die Holznägel wurden angefertigt, das Bauholz auf die richtige Länge geschnitten. Die gesamte Holzkonstruktion wurde am Boden liegend vorbereitet („abgebunden“), einige Teile markiert. Diese mit dem Beil eingeschlagenen „Abbundzeichen“ (V, II, F) sind auch heute noch im Fachwerk der Häuser gut zu erkennen.

Dann wurde das Holzgerüst aufgerichtet. Mehrere schwere Balken mussten gleichzeitig aufgerichtet, gehalten und ineinandergefügt werden. Dafür waren viele Helfer notwendig. Als Hilfsmittel gab es nur Hebelvorrichtungen, Seilzüge und Scherbäume. Eine schwere und nicht ungefährliche Arbeit in Anbetracht der Größe und Höhe der Gebäude. Verständlich dass man aus Freude und Erleichterung über das (auf)gerichtete Haus ein Richtfest feierte. Das Datum des Richttags wurde in die Türbögen und Balken eingeschnitten.

Die Gefache der Außenwände wurden bis zum 18. Jahrh. mit einem Lehmflechtwerk ausgefüllt. Dazu setzte man angespitzte Holzstaken senkrecht zwischen die waagerechte Schwelle, Riegel und Rähm und umwand sie (hieraus ist das Wort „Wand“ hergeleitet) mit Weiden-, Erlen, oder Haselruten. Das Geflecht wurde dann auf beiden Seiten mit einem Gemisch aus Strohhäkkel und Lehm beworfen und Glattgestrichen. Die Wände wurden mit Kasein fermentiert ähnl. der Däl mit Ochsenblut. Die Außenwände erhielten einen Kalkanstrich, der sie durch Versinterung witterungsbeständig machte. Ab dem 18. Jahrh. wurden die Gefache mit Backsteinen und Ziegelsteinen ausgemauert.

Fenster und Türen wurden natürlich auch aus Holz gefertigt, das Glas musste man kaufen. In Niedersachsen lud der Bauherr zum "Fensterbier" ein, um kleine, bunt bemalte Glasscheiben als Nachbarschaftsgeschenk zu bekommen.

Das Dach wurde ursprünglich mit Roggenstroh gedeckt (Strohdach), weil man es nach der Ernte einfach und kostenlos zur Verfügung hatte. So ein Dach hielt etwa 30 Jahre. Danach diente das alte Dachstroh als Dünger. Reet (Schilf) dagegen ist witterungsbeständiger. Deshalb nahm man es gern für die äußere Schicht des Strohdachs. Später setzte es sich durch die gesamte Dicke des Daches mit Reet (Reetdach) herzustellen, denn die inzwischen erfundenen Dreschmaschinen machten das Stroh für die Dachdeckung unbrauchbar. Die Strohgarben wurden mit einer Haselrote, dem „Schacht“, festgehalten und mit Weiden- oder Birkenruten an den Dachlatten, den „Ween“, befestigt. Im Fall eines

Feuers verbrennen diese Ruten natürlich sofort und das brennende Dach stürzt schnell ins Innere des Gebäudes. Heute verwendet man Draht zur Befestigung an den Dachlatten. Das hält etwas länger und verschafft mehr Zeit zur Rettung von Mensch und Tier.

Der Dachfirst wird mit einer Kappe aus widerstandsfähigem Heidekraut versehen. Hölzerne Windbretter schützen die Stroheindeckung an den Giebelseiten. Hölzerne Pferdeköpfe als Giebelschmuck wird man in unserer Gegend nicht finden. Sie gehören ins „Pferdeland“ Niedersachen (Warum die Köpfe mal nach innen und mal nach außen schauen ist bisher nicht geklärt). In unserer Holsteiner Geest war der „Wendenknüppel“, ein senkrecht stehendes Holz, üblich.

Literatur

- Bomann, Wilhelm : Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen, Gerstenberg-Verlag, Hildesheim 1983
- Gebhard, T. : Alte Bauernhäuser, Callwey-Verlag, München 1977
- Großmann, U. : Fachwerkbau, Landschaftsverband Westfalen-Lippe Münster 1987
- Kaiser, H./
Ottenjann, Heinrich : Museumsdorf Cloppenburg, Selbstverlag, Cloppenburg 1984
- Rolle, Paul : „Geliebtes Volksdorf“, M+K Hansa-Verlag, Hamburg 1969
- Thiede, K. : Bauernhäuser in Schleswig-Holstein, Verlagsanstalt Boysen & Co., Heide 1982